

*Albert Perle, geboren am 20.4.1888, gestorben am 27.12.1975*

*Elise Perle, geboren am 16.9.1896, gestorben am 19.10.1966*

Meine Eltern haben mich, Hanni Elfriede Fischer, eine geborene Perle, am 12.6.1936 als jüngste von acht Kindern zur Welt gebracht. Ich hatte damals drei ältere Schwestern, Gretel, Lisbeth und Lotti und drei ältere Brüder, Hans, Fritz und Erich, und eine verstorbene Schwester.

Unser großer Bauernhof lag in Ostpreußen, Kreis Ebenrode – Mildenheim.



*Meine Geschwister: Von links nach rechts: Gretel, Hans, Fritz, Lisbeth, Lotti, Erich.*

Wenn ich mich zurückerinnere, war es eine sehr schöne und friedliche Kindheit von großen Geschwistern behütet und mit vielen Tieren - ein Kontrast zu meinen späteren Erlebnissen.

Immer wenn ein Kälbchen, Schweinchen, Ferkelchen, Fohlen oder Küken geboren wurde, holte mein Papa mich und sagte : „Mein Muckelchen, komm,

wir sehen uns die kleinen Tiere an.“

Er nannte mich oft bei meinem Kosenamen, denn ich war die kleinste auf dem Hof und hatte in meinem kurzen, glatt gekämmten Haar meistens eine große Stoffschleife.



*Mein Papa und ich.*

Auf dem Hof stand eine hölzerne Hundehütte für unsere Schäferhündin Senta. Sonntags ging mein Papa mit mir und der Senta im Wald spazieren, vorbei an dem Moor, wo immer der Torf gemacht wurde.

Sie war lieb und ließ mich auch in ihre Hütte. Nur wenn sie warf, baute mein Vater einen stabilen Zaun um ihre Hütte herum, damit die Senta mit ihren Kindern nicht gestört wurde.



*Unsere Senta und ich.*

Unser Bauernhof bestand aus einer Scheune für Stroh und Getreide, zwei Ställen und einem Steinhaus mit Strohdach.

Meine Brüder befestigten zwei Leitern auf dem Dach der Scheune, damit ich mir das Storchennest ansehen kann.

Unser Haus hatte ein gutes Zimmer, ein Schlafzimmer für meine Eltern, in dem auch ich schlief und eine Küche mit Steinfußboden und einem Herd aus roten Mauersteinen, genau wie der Flur. Der hatte drei große Öffnungen, von groß bis klein, für Töpfe und war gleichzeitig ein Backofen. Da hat Mama immer frisches Brot gebacken. Dann war da noch eine Kammer, wo Lebensmittel aufbewahrt wurden, eine für meine zwei Schwestern und zwei Kammern im neuen Stall. In denen schliefen meine Brüder und der Fleischbeschauer, der uns regelmäßig besuchte, um unser Fleisch zu kontrollieren, wenn wir geschlachtet haben.

Wollte man den Boden im Haus putzen, musste man einen Schrubber nehmen, weil ein Lappen an den großen Steinen hängen geblieben wäre. Im Flur standen ausgestopfte Vögel und drei Habichte. Im guten Zimmer waren es noch ein

Eichelherr und ein Eichhörnchen. Ich habe mich immer gefragt, warum die Tiere einfach so dort hingen und nicht faulten.

Um unser Haus herum lagen drei schöne Gärten mit Bäumen, Sträuchern, Beeren, und allem Anderen, was man im Garten anbaut. An Ostern lag bei uns immer noch Schnee, also habe ich dort unter den Sträuchern nach Ostereiern gesucht.



*Papa und auf dem Pferdewagen, Mama daneben.*

Meine Mutti war 40 Jahre alt, als ich geboren wurde. Ich kannte sie nicht jung. Sie stillte mich, bis ich laufen konnte. Später sagte sie zu mir, die Muttermilch sei ihr immer in ihre Schlorren (Holzschuhe) gelaufen.

Auf dem Hof stand immer ein großes Waschfass, in das wurde ich gesetzt, wenn gerade keiner Zeit hatte, auf mich aufzupassen.

Mit vier Jahren ging ich einmal hinter die Scheune, wo eine Ente mit ihren fünf Küken war. Ich fing eins ein, hielt es solange am Hals fest, bis es nicht mehr zappelte und packte es in meine Schürze.

Das machte ich fünfmal. Dann bin ich zu Mama gegangen und sagte: „Mama, Guck mal, Pille schläft!“

Die Mama war entsetzt, hat mir aber nichts getan.

Mit fünf Jahren durfte ich bei allem, was auf dem Bauernhof zu tun war, mithelfen.

Ich holte Eier aus dem Stall. Ein Kälbchen hat mir immer Milch von meiner Hand geschleckt. Einmal hat sich ein Ganser an meinem kleinen Finger festgebissen und mit seinen Flügel gegen meine Beine gehauen. Einer meiner Brüder befreite mich von dem Gänserich, steckte seinen Kopf unter dem Flügel und warf ihn aufs Dach der Toiletten, wo er dann wegflog.

Unsere Toiletten lagen draußen, wir mussten auch bei Wind, Eis und Schnee immer auf den Hof. Nur für nachts hatten wir alle einen Nachtopf unterm Bett stehen, also für unser kleines Geschäft (Pipi).

Ich war sogar mit auf dem Feld und sah beim Getreidedreschen in der Scheune zu.

Wenn geschlachtet wurde, musste ich immer in die Stube gehen, bis das Tier tot war. Beim Auseinandernehmen durfte ich wieder dabei sein.

Schlimm fand ich es, wenn meine Mutter mit einem großen Küchenmesser in der Hand über den Hof in Richtung der Hühnerställe lief. Dann wusste ich, dass es heute Abend frische Hühnersuppe und Hähnchenbollen gab, die ich bis heute noch gerne esse.



*Ich als Kind auf unserem großen Hof.*

Zwei Kilometer von unserem Hof entfernt, hatte meine Tante, also die Schwester von meinem Papa, auch eine Bauernhof und sieben Kinder, die alle im selben Alter waren wie meine Geschwister.

Ich war also immer von älteren Geschwistern, Cousins oder Cousinen umgeben.



*Meine Cousine schiebt mich in der Schubkarre.*

Sonntags sind meine Eltern immer mit der Kutsche fünf Kilometer zum Gottesdienst in die Kirche gefahren. Dann mussten meine Schwestern (damals neun und zehn Jahre alt) Mittagessen machen. Es ist nie etwas dabei schiefgegangen. Ich hab durch das Zugucken viel gelernt.

Meine Mutter ist mal zur Frauenhilfe gefahren worden, da durfte ich auch mit. Der Pastor hatte auch eine Tochter, mit der habe ich am Tisch gegessen und Kuchen gegessen.

Als ich mit sechs Jahren eingeschult wurde, beendete mein jüngster Bruder Erich die achte Klasse. Die Schule war ungefähr vier Kilometer entfernt. Weil die Schule klein war, wurden alle Klassen in einem Raum unterrichtet. Wir Erstklässler saßen ganz vorne an der Tafel, wo geschrieben wurde, und die Achtklässler waren hinten im Raum.

In der Schule war ich zum ersten mal mit gleichaltrigen Kinder zusammen, dass war ziemlich komisch.

Im Winter, wenn es sehr kalt war und viel Schnee lag, wurde ich mit dem Schlitten zur Schule gefahren. Einmal bin ich auch im Schnee umgekippt.

Im Sommer war es schön warm, also bin ich gelaufen. Der Weg führte an vielen Kornfeldern und Wiesen vorbei.

Mein Bruder ärgerte mich immer und sagte scherzend: „Pass auf, dass dich die Kornmuhme nicht holt!“ Die Kornmuhme war eine Legende einer alten Frau, die Menschen mit ihren langen Fingern in die Kornähren zieht, wenn man diesen zu nahe kommt. Ich hatte immer Angst davor und rannte schnell durch die Felder.

Mit sieben Jahren musste ich nach Königsberg zur Mandeloperation. Das war sehr schlimm, ich konnte eine Woche nur trinken.

Meine Schwester lebte damals in Königsberg, wo sie verheiratet war. Sie hatte eine kleine eineinhalb Jahre alte Tochter und bekam noch einen Sohn. Als der geboren wurde, starb sie im Wochenbett.

Sie wurde dann bei uns im Wohnzimmer aufgebahrt. Das war für mich das erste schlimme Erlebnis.

Ich saß auf der Bodentreppe und hab nur geweint. Meine Mama tröstete mich und sagte immer: „Der liebe Gott wollte das so.“

Diesen Spruch habe ich bis heute in den Ohren und er hilft mir heute immer noch.

Wir standen alle im Wohnzimmer am Sarg, der Pastor predigte, da ging die Tür auf und mein Bruder Fritz trat herein. Er kam doch zur Beerdigung. Er wurde von seinem Soldateneinsatz freigeschrieben.

Meine Mama stand hinter mir und fing an zu weinen. Sie legte die Arme um mich und wir alle weinte. Der Sarg wurde mit dem Wagen gefahren und wir liefen zum Friedhof. Er war nicht sehr weit vom Hof entfernt. Dann war meine erste Beerdigung vorbei.

Ein halbes Jahr später stand ich mit Mama auf dem Hof, da kam unser Bürgermeister. Er hatte eine Briefftasche dabei und gab sie meiner Mutter. Sie erhielt die Botschaft, dass meine Bruder Fritz im Krieg gefallen war. Er war zuerst in Sibirien stationiert, wo er fast erfroren und verhungert wäre. Danach wurde er nach Frankreich in die Normandie zur Panzergarde versetzt. Dort schlug eine feindliche Granate ein. Fritz stand unglücklich und erhielt einen Volltreffer. Er war sofort tot.

Mein Bruder Hans war auch im Krieg. Er war in italienischer Gefangenschaft, doch immerhin war er noch am Leben.

Als ich im Juni 8 Jahre alt war, hatte ich vom Krieg schon etwas mitbekommen. Wir hatten ein Radio, das auf dem Schreibtisch von meinem Vater stand. Da konnte ich manchmal Lieder oder Nachrichten hören. Es wurde nie viel erzählt – bis dann die Angriffe losgingen.

Eines Tages sah ich auf dem Hof plötzlich Flieger am Himmel: Es wurde geschossen und Splitter flogen herum. Ich lief dann schnell in den Stall um nicht getroffen zu werden.

Meine Schwester war einmal am Kuchen backen, da sind wir mitsamt dem Gebäck über den Hof in den Keller gerannt. Irgendwo fiel eine Bomben.

Anfangs war mein Papa noch voller Hoffnung, dass die Deutschen den Krieg gewinnen. Er ließ einmal sogar viele Soldaten im Stall und der Scheune übernachten.

Eines Tages fuhr mein Vater nach Ebenrode-Stallupoena um Zuckerrüben abzugeben, da kam sein Wagen an einem Zaun vorbei. Da hinter saßen russische Kriegsgefangenen eingepfercht. Sie waren am verhungern, da warf er ihnen die Rüben hin, passte aber auf, dass er nicht gesehen wurde. Ansonsten hätte man ihn wahrscheinlich auch noch eingesperrt.

Als er dann nachhause kam, sagte er, es werde bald etwas passieren.

Ich wusste zuerst nicht, was er meinen könnte, doch er hatte recht.

Ich kann mich noch an alles erinnern: Das gute Geschirr wurde mit einmal in vier große Milchkannen verpackt und hinter der Scheune dicht am Wald

vergraben. Mein Vater bespannte einen Leiterwagen mit Plane. Ich fragte ihn, warum er das macht. Er antwortete: „Am 19. Oktober müssen wir hier wegfahren. Die Russen werden uns überrumpeln. Und damit mein Muckelchen nicht nass wird, bespannen wir den Wagen.“

Der Leiterwagen wurde mit Gegenständen und Verpflegung beladen, die wir brauchten.

Am 19. Oktober 1944 sind wir mit zwei Wagen vom Hof gefahren. Papa hatte zuvor alle Ställe geöffnet, sodass sie Tiere bei Gefahr weglaufen konnten.

„Ob wir es nochmal wiedersehen werden?“, sagte mein Vater als er den Bauernhof hinter sich ließ.

Wir sind von einem Dorf ins nächste gefahren, übernachtet haben wir in Scheunen und Ställen. Es war ein kalter Winter mit viel Schnee.

Unsere Senta hat uns bei der Flucht zwei Wochen lang begleitet, dann war sie plötzlich weg.

Kurz vor Königsberg waren wir auf einem großen Hof. Dort gab es Wildschweinbraten zu essen. Da waren auch viele Lkws mit Flüchtlingen und kleinen Kindern. Mein Vater wurde zum Volkssturm einberufen. Der nächste Befehl lautete: „Alle weiterziehen!“

Der ganze Treck ist Richtung Haff nach Mecklenburg-Vorpommern aufgebrochen. Viele sind im Eis eingebrochen und steckengeblieben.

Wir aber kamen gar nicht erst vom Hof weg. Mein Bruder Erich war 15 und konnte die beiden jungen Pferde vor unserem Wagen nicht alleine lenken. Die Soldaten haben uns dann mit dem Lkw mitgenommen, unser Hab und Gut ließen wir zurück, die Pferde konnten gehen.

Meine beiden übrigen Schwestern Lotti und Lisbeth, Erich, Mama und ich waren alleine. Wir hatten nur noch unser Handgepäck.

Ehe wir endlich in Königsberg ankommen sollten, war nochmal Fliegeralarm. Wir sprangen aus dem Auto und legten uns flach in einen Graben. Dann schossen die Tiefflieger.

Es knallte links und rechts neben uns. Zwei Leute wurden getroffen. Die Schreie

vergisst man nie, auch wenn man erst ein Kind war, als man sie hörte. Wir fünf hatten trotzdem Glück und wurden nicht verletzt.

Wir setzten unseren Weg fort und landeten in Schloß. Die Soldaten hatten hier ein Lazarett im Keller eines Hauses für ihre Verwundeten eingerichtet. Meine Schwestern Lotti und Lisbeth waren 18 und 19 und wurden als Helferinnen eingesetzt. Dadurch erhielten Mama, mein Bruder und ich eine Wohnung auf der anderen Straßenseite. Wir wurden sogar gepflegt. Weihnachten '44 und Neujahr waren wir auch noch da, daran kann ich mich aber kaum noch erinnern. Es kamen noch viele Fliegerangriffe. Sie warfen Bomben auf die Stadt und wir mussten zwei Treppen hinunter in den Keller, bis alles vorbei war. Meine Schwester auf der anderen Seite waren plötzlich keine hundert Meter sondern gefühlte tausend Kilometer entfernt. Es war furchtbar, dort zusammengekauert zu sitzen, ohne zu wissen, ob da oben Menschen sterben, vielleicht sogar meine Schwestern oder zu wissen, dass wir wieder ans Sonnenlicht kommen. Obwohl meine beiden Schwester wohl eher von russischen Soldaten entführt worden sind...

Die Soldaten fuhren uns nach Pillau. Von dort aus sollten Flüchtlinge aus Ostpreußen mit der Gustloff ins deutsche Reich evakuiert werden. Die Gustloff war ein riesiges Schiff, aber nicht unendlich groß! Es waren so viele Menschen an Bord, dass wir abgewiesen und zurückgeschickt wurden.

Wir übernachtete mit den Soldaten in Mettjeten . Wir schliefen auf Stroh. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen und jemand brüllte laut: „Die Russen kommen! Alle auf den Lkw!!!“ Wir fuhren schnell zurück nach Königsberg. Später hörten wir, dass fast alle in der „Schreckensnacht von Mettjeten“ hingerichtet wurden. Die Zungen der Kinder wurden festgenagelt, die Erwachsenen ebenso gefoltert.

Ebenso erfuhren wir, dass die Gustloff unterging und die Menschen an Bord im Wasser ertrunken oder erfroren sind.

Die Fliegerangriffe hörten nicht auf! Mein Bruder Erich wurde von den Deutschen zur Wehrpflicht abgeholt. Meine Mutter und ich warteten im Keller.

Er kam mit einer Uniform zurück. Ihm wurde befohlen, sich jetzt umzuziehen und dann wieder zu den anderen Soldaten zu gehen. Meine Mutter erlaubte es ihm nicht. Sie sagte, dann sollen sie lieber kommen und uns alle erschießen! Wir saßen die ganze Nacht in einer Kellerecke zusammengekauert und warteten die Bomben ab. Ich rechnete damit, dass die Tür aufgerissen wurde, sie meinen Bruder mit sich zerrten, doch es geschah nichts.

Als Königsberg von Russland erobert wurde, wurden alle feindlichen Soldaten im Pregel ertrunken.

Aber mein Bruder war noch am Leben, wäre er mitgegangen, wäre er genauso ertrunken, wie die anderen...

Zwei Tage später war dann der große Angriff auf Königsberg, die Stadt glich danach eher einem Trümmerhaufen, als einer Metropole. Wir liefen durch die Kellerdurchbrüche und anschließend auf der Straße. Wir bekamen nasse Decken umgehangen, die Luft war voller schweren schwarzem Rauch. Verbrannte Papierfetzen flogen durch die Luft.

Ein paar Soldaten brachten uns zusammen mit etwa 50 anderen Menschen in eine Ecke, wo die Ruine eines abgebrannten Haus stand. Sie befahlen uns, über eine große Brücke zu gehen, die im Anschluss gesprengt werden sollte. Wir waren unter den Ersten, die losgingen. Dann geschah etwas Schreckliches: Gerade als die ersten Menschen die Hälfte überquert hatten, krachte die Ruine in sich zusammen und begrub etliche Leute unter sich. Die Brücke wurde dann gesprengt.

Meine Mama hat immer viel gebetet und immer gesagt: „Der Gott wird uns schon helfen.“

Wir kamen in einen Keller. In dieser Nacht wurde Königsberg endgültig von den Russen erobert. Es wurden viele Frauen vergewaltigt. Mama hat mich auf ihren Schoß gesetzt, mich in den Arm genommen, mit meinem Gesicht an ihrer Brust, damit ich nichts sehe. Am nächsten Tag mussten wir aus dem Keller raus. Am Ausgang hatten die Russen vier deutsche Soldaten, die uns eigentlich beschützen sollten, ermordet. Sie wurden auf dem Boden nebeneinander gelegt

und wir wurden gezwungen, über die Leichen zu laufen. Sie fühlten sich so weich unter den Füßen an. Mein Bruder sprang mit großen Schritten über sie hinweg.

Wir mussten unseren Weg trotz der gesprengten Brücke über den Pegel fortsetzen. Sie war ab der Hälfte durchgebrochen, die Mitte ragte mit einem Spalt zwischen den Stücken steil empor. Die Enden der Brücke waren untergegangen, aber es noch möglich, vom Ufer auf die einstige Brücke zu gelangen. Es wurde ein Strick gespannt, damit wir die Steigung bis zur Mitte und wieder hinunter überwinden konnten. Wir rutschten auf den Knien, einer nach dem anderen.

Die Soldaten trieben uns immer weiter, bis auf einen Platz in Königsberg. Es war furchtbar, in den ganzen Trümmern der Häuser zu stehen, in denen bis vor kurzem noch Familien gewohnt hatten. Noch schlimmer als diese Häuserbrocken waren nur noch die Leichen der Bewohner oder Leute die zu fliehen versuchten auf dem Boden vor uns.

Unser Treck bestand aus so vielen Menschen, dass ich als Kind nichtmal eine Zahl dafür gewusst hätte. Leute, die aus Ostpreußen fliehen wollten, anfangs mit der ganzen Familie, Hab und Gut und Angst. Jetzt sind viele Familien zerbrochen, getrennt, das Hab und Gut ist nichtmehr da (Wir hatten immerhin noch einen Rucksack, aber wir durften nicht essen), als ob es nie welches gegeben hätte und aus Angst war eine stumme Lethargie geworden.

Eine Frau hatte ein kleines Baby. Sie trug es vor sich her. Es gab kein Essen für uns und die Müdigkeit hielt man kaum aus. Sie warf ihr Kind auf die Wiese am Wegrand. Es begann zu schreien, doch die Mutter ging weiter. Meine Mama sah das, rannte zu dem Kind und nahm es mit. Sie war wütend und nahm die Mutter und schüttelte sie. Sie brüllte sie an, sie könne ihr Kind nicht einfach zurücklassen und drückte es ihr wieder in die Hände. Die Mutter schien zu begreifen, was sie getan hatte und hielt ihr Kind den ganzen Weg weiter bei sich in den Armen.

Die Russen trieben uns unerbittlich hin und her. Wir waren in ihren Augen schuld an dem Krieg, der vielleicht auch ihre Freunde auf dem Gewissen hatten, also mussten wir bestraft werden.

Dabei hat keiner hier irgendjemanden umgebracht und wenn, dann nur aus Notwehr. Sie sind alle nur blind hinter Hitler gelaufen. Uns auf unserem Hof ging es noch gut, aber in der Großstadt hatten Menschen keine Arbeit, nichts zu essen und schliefen auf der Straße.

Wir hatten irgendwann so großen Hunger, dass mein Bruder zu uns sagte, da vorne seien Schrebergärten, da können wir mal hingehen. Wir stahlen uns mit zwei anderen Frauen und drei Kindern weg. Zum Glück haben die Russen, die den Treck begleitet haben, nicht gesehen.

Dann waren wir in einer Laube. Wir wollten gerade etwas Brot aus unserem Rucksack holen, da kamen wie aus dem Nichts drei stämmige Kosaken mit lange runden Säbeln. Sie fegten damit alles vom Tisch und hauten unsere Sachen in kleine Stücke. Wir konnten gerade mal ein paar Fotos und Erinnerungen wie das Mutterkreuz meiner Mama retten und rannten weg. Wir waren froh, dass sie immerhin keinem von uns den Kopf abgehauen hatten. Wir erreichten unseren Treck wieder und kamen in Schönfließ, welches 8-9 Kilometer von Königsberg entfernt liegt, an. Ein Haus dort brannte noch lichterloh und auch diese Stadt lag in Trümmern. Unter den Leichen am Boden, glaubte meine Mama eine Frau zu erkennen, die wie meine Schwester aussah, die wir in Königsberg verloren hatten. Mama war fertig.

Neben den Menschen fahren jetzt Lkws her, die ab und zu anhielten und arbeitsfähige Leute wegzerren, um sie nach Sibirien zu verfrachten.

Dann ging unser erster Tag unterm Russen dem Ende zu und wir fragten uns alle, ob und wo wir schlafen. Die Soldaten drängten viele Leute in eine alte Kirchen. Sie sagten, dort können sie schlafen und sich ausruhen. Wir wollten mit den anderen mitgehen, da hielt Erich uns und etliche andere Leute auf und sagte bestimmt: „Nein, wir gehen nicht dahin, wo alle hingehen. Da drüben habe ich einen Stall gesehen. Kommt!“

Also flohen wir über eine Wiese in den Stall. Die Russen hatten uns nicht gesehen. Wir waren alle erschöpft und setzten uns in die Strohberge auf dem Boden. Ich wollte es mir auch gemütlich machen, aber das Stroh unter mir fühlte sich anderes an, als zuhause. Es war irgendwie zu weich.

Ich rief meinen Bruder und er sah nach. Ich sollte kurz aufstehen und er zog den

toten Soldaten unter mir an den Füßen aus dem Stall. Mir drehte sich der Magen um, aber ich hatte trotzdem Hunger.

Mama hatte in der Laube noch etwas Brot gerettet und gab es und in Stücken. „Keine Butter?“, fragte ich. Zuhause hatte es immer Butter gegeben und als Kind begriff ich noch nicht, dass es jetzt lange keine Butter mehr geben würde.

Wir waren gerade alle ein bisschen eingeschlafen. Ich weiß nicht, wie viel Uhr es war, als wir die Schreie hörten. Erich stand vorsichtig auf und lugte durch ein Fenster in der Stallwand nach draußen. „Die Kirche brennt“, sagte er tonlos. Die Russen hatten sie verschlossen und angesteckt, nachdem die Flüchtlinge drinnen waren. Sie sind bei lebendigem Leibe verbrannt. Wir im Stall waren dem Tod entronnen, weil meine Bruder uns gerettet hat.

Dann kam der zweite Tag. Wir wurden wie Schlachtvieh zusammen getrieben und mussten als Demütigung den ganzen Tag etliche Kilometer die Straße entlang laufen.

Abends kamen wir mit 30-40 Menschen, unter ihnen viele Frauen und Kinder, in eine Baracke, die mit Stroh auf dem Boden ausgekleidet war. Wir bekamen etwas Brot von Mama, wie gestern Abend und mein Bruder hatte aus einem Bombenrichter (einem von einer Bombe verursachtes Erdloch) mit einer alten Dose etwas Wasser geschöpft. Wir drei deckten uns mit Mamas Plüschmantel zu und schliefen mit den anderen ein.

Nachts kamen die Soldaten wieder. Sie hatten quietschende Dynamotaschenlampen dabei und schossen mit ihren Gewehren knapp über unsere Köpfe hinweg in die Holzwand der Baracke. Es war eine grausame Schikane, aber niemand wurde verletzt. Ich fühle mich heute noch unwohl, wenn jemand mit einer Taschenlampe quietscht.

Wenn wir mal aufs Klo mussten, dann gab es nur eine Möglichkeit. Irgendwo war immer jemand hinter einem Baum oder Busch um sich zu erleichtern.

Dann kam der dritte Tag. Wir mussten wieder alle auf die Straße. Der Treck zog weiter. Nach circa fünf Kilometern trieb man uns auf eine Wiese in Schönfließ.

Auf der andere Seite der Wiese standen deutsche Soldaten. Die Stiefel wurden ihnen weggenommen, sodass sie nur alte Lappen um die Füße gebunden hatten. Es war ein erniedrigender Anblick, die früher so stolzen Menschen so zu sehen. Von Polen gesteuerte Lkws fuhren wo. Die Fahrer stiegen aus und durchsuchten uns, nach Brauchbarem. Einer der Polen nahm Mama ihre Handtasche weg. Nach einer Weile kam er wieder. Er brachte ihr ihr goldenes Mutterkreuz wieder, dass sie erhalten hatte, weil sie acht Kinder geboren hatte. (Das habe ich heute noch bei mir aufbewahrt.)

Es kam ein Auto mit Brot. Es wurde zwischen die Menschen geschmissen, die wie Tiere wild durcheinander stürmten, um etwas abzubekommen.

Es wurde Abend und die Russen suchten sich immer zwanzig Leute aus und brachten sie in ein Haus mit etlichen Räumen. In jeden Raum kamen zwanzig Leute. Es gab Doppelbetten mit Stroh. Mama und ich schliefen unten und Erich oben. Ich konnte von meinem Bett aus das Feuerwerk sehen. Es tröstete mich und ich wusste, dass die Russen den Krieg gewonnen hatten.

Am nächsten morgen kamen die Soldaten mit einer Feldküche. Da bekamen wir etwas Warmes zu essen. Es gab dickgekochte Graupen.

In diesem Haus blieben wir mehrere Wochen. Wir bekamen dann jeden Tag etwas Warmes zu essen (meistens Graupen).

Wir wurden alle registriert.

In Russland waren damals alle Höfe Kolchosen, sie gehörtem dem Staat. Da konnte man dann arbeiten, bis jedoch alles organisiert war, dauerte es noch etwas.

Hinter dem Haus war eine große Wiese, da wurden die Leichen alle vergraben. Wir Kinder haben dann gesungen „So nimm denn meine Hände“. Wir sahen alle Toten, die dort unten liegen würden und mir wurde ziemlich schwer. Ob der Rest meiner Familie woanders vielleicht in auch so ein Grab kommt? Immerhin hatten wir nichts mehr von meinem Papa, den Schwestern oder sonst wem gehört, seit wir getrennt wurden.

Wir bekamen alle eine Impfung, um zu verhindern, dass eine Pest ausbricht. Die Spritze hat so geschmerzt, es hat noch drei Tage später wehgetan.

Es wurden Waisenhäuser eingerichtet, weil viele Kinder keine Eltern mehr hatten.

Im Juni 1945 bin ich neun geworden und ich bekam von jemandem eine Stulle mit leckerem Sirup. Die Freude war groß, ich hatte so etwas schon lange nicht mehr gegessen.

Mama und Erich arbeiten dann auf einer Kolchose. Dadurch konnten wir in einem Zimmer mit weniger Leuten zusammen wohnen. Außer uns drei waren nur noch zwei Männer und eine Frau auf unserem Zimmer. Wir waren voller kleiner Läuse. Mama hat unsere Sachen nachgesehen und wir haben die Läuse dann geknackt. Die Frau hat immer behauptet, sie habe keine Läuse. Dann wurde sie krank und verstarb. In ihrem Lager wimmelte es nur so von Läusen... Man wickelte sie in eine Decke und legte sie an den Straßenrand, damit sie abgeholt wurde. Jeden Tag kamen Leute mit Leiterwagen, die von Pferden gezogen wurden. Sie sammelten dutzende von Kadavern ein. Man kann sich sicherlich vorstellen, wie steife Leiche auf einem kleinen Wagen übereinandergestapelt aussehen. Von dort aus brachte man sie zum Friedhof und schmiss sie in ein Massengrab. Eine Woche dauerte es, bis das Grab voll war, es zugeschüttet und ein neues daneben ausgehoben wurde. Es war ein grausamer Anblick, wir Kinder sind oft hinterhergelaufen um zuzusehen.

Eines Tages sahen wir, wie einige Russen einen Angehörigen beerdigten. Sie besuchten ihn jede Woche und legten einen Pfannekuchen aufs Grab. Wir warteten dann, versteckt in einer Hecke, bis die Angehörigen weg waren. Dann lief einer von uns (meistens waren wir zu viert) los und brachte uns anderen die Flinse. Wir teilten ihn unter uns auf und wurden nie erwischt. Wenn doch, hätten sie uns wahrscheinlich umgebracht...

Die zwei Männer aus unserem Zimmer wurden auch krank. Einer begann, seinen Urin zu trinken und lag tot auf dem Hof.

Dem anderen Mann habe ich oft die Haare gekämmt und die Läuse dann auf dem Tisch mit dem Daumennagel tot gemacht. Er war Abends nicht nach Hause gekommen. Wir Kinder gingen raus, um ihn zu suchen, da lag er auch tot am Straßenrand während ihm die Krähen die Augen auspickten. Dieses

abscheuliche Bild hat man sogar Jahrzehnte später wieder im Kopf, wenn man die schwarzen Vögel am Wegrand sitzen sieht.

Als Gegensatz dazu gab es auch lustige Momente. Ich baute mal mit anderen Kinder zusammen aus Stöcken und alten Decke, die wir gefunden hatten eine Hütte gebaut. Darin spielten wir Vater, Mutter und Kind. Die Jungen haben sich zum Feld geschlichen und Gurken geklaut, die wir teilten und gemeinsam aßen. Gerade als wir dachten, uns würde es einigermaßen gut gehen, kam im Sommer 1945 der nächste Schlag: Meine Mama brach auf dem Hof zusammen und lag am Boden. Ein Mann sagte meinem Bruder, er hole schnell den Wagen. Dieser bestand nur aus zwei großen Rädern, einer Holzplatte und einer dicken Stange, an der Erich ziehen musste. Wir legten Mama darauf und deckten sie mit ihrem Mantel zu. Der Mann beschrieb uns den Weg zum Krankenhaus in Königsberg. Mein Bruder merkte sich alles genau. Er nahm die Stange in die Hand und zog den Wagen während ich hinten schob um mitzuhelfen.

Die fünf Kilometer kamen uns wie eine Ewigkeit vor. Alles sah wegen der Trümmerhaufen gleich aus, wenigstens waren die Straßen schon geräumt. Im Krankenhaus angekommen rief mein Bruder einen Arzt, der kurz darauf mit noch zwei Männern erschien. Die beiden schrieben unseren Namen auf und sagten, wir sollen am nächsten Tag wiederkommen, um zu erfahren, was Mama hatte. Mein Bruder nahm mich in den Arm und versuchte mich zu trösten. Der nächste Tag brachte Gewissheit: Der Arzt sagt, wir dürfen Mama nicht sehen, weil sie Typhus hat. Das ist eine sehr gefährliche und ansteckende Krankheit. Er sagt auch, dass es ihr besser geht, wenn sie gutes Essen hat, was aber im Krankenhaus nicht der Fall ist, weil zu viele Patienten gibt.

Wir zwei wohnten zu dieser Zeit bei einer Familie in der Laube. Die Frau hat sich uns angenommen, damit wir nicht ins Heim mussten. Erich hat Fleisch von den Russen geklaut, indem er sich die Hosenbeine an den Knöcheln zuband und Löcher in sein Taschen schnitt. Dadurch konnte er Fleisch sammeln, doch es rutsche an seine Unterbeine. So wurde er nicht durch pralle Taschen auffällig. Das Fleisch kochte die Frau dann für uns und ich lief zweimal die Woche damit zum Krankenhaus, nachdem es in Kochgeschirr eingepackt wurde. Ich gab es

am Eingang ab und es wurde zu Mama in den dritten Stock geliefert. Sie winkte mir dann immer aus dem Fenster heraus zu und ich war so froh sie zu sehen. Sie erzählte später, dass sie mit dreizehn anderen Leuten auf einem Zimmer war. Ein junges Mädchen teilte sich ein Bett mit ihr. Meine Mutter gab ihr stetig etwas von ihrem Essen ab und die beiden waren nach sechs Wochen die einzigen Überlebenden aus dem Zimmer.

Mama wurde wieder gesund, als wir sie abholten trug sie die gleichen Sachen wie bei ihrer Einlieferung. Sie war der Frau, die für Erich und mich gesorgt hatte sehr dankbar.

Mama und Erich arbeiten dann wieder auf einer Kolchose. Mein Bruder war auch Kutscher für die Russen, weil er gut mit Pferden umgehen konnte. Er hütete auch Kühe und half auf dem Feld. Mama arbeitete in der Küche.

Wir sind dann in ein anderes Haus gezogen. Wir wohnten in einem Zimmer mit einer Frau mit einem und einer Frau mit zwei Söhnen. Wir alle schliefen auf Stroh und heizten mit einem Ofen auf dem wir auch kochten, wenn es denn etwas gab. Wir verstanden uns gut.

Es gab aber auch sehr viele Ratten. Unsere Rucksäcke mit Brot oder etwas zu Essen hingen immer über unseren Köpfen an der Wand. Nachts kamen die Ratten aus allen Löchern und wollten zu dem Essen. Sie rutschten an der Wand ab und landeten direkt neben meinem Kopf auf der Erde. Ich hab schrecklich laut aufgeschrien und alle wach gemacht. Nach gewisser Zeit streuten die Russen, die Aufsicht hatten, Rattengift, dann war Ruhe.

Nach etwa drei Tagen sagte Mama: „Irgendwie riecht es hier komisch...“ Sie nahm dann die Decke von den Strohbetten und sah, dass die Ratten sich darin zum Sterben zurückgezogen hatten. Mama gab mir eine Schippe in die Hand und sie legte die Ratten nacheinander darauf. Dieser Anblick war grotesk: acht kleine Ratten, dessen Schwänze schlapp herunterhingen aber der Rest des Körpers war steif. Ich trug sie nach draußen, zu einer abgebrannten Scheune. In der Mitte des Fundamentes, das als einziges noch stand, war eine kleine Kuhle für Abfall. Da warf ich auch die Kadaver hinein.

Unsere Notdurft haben wir auch auf dem Gemäuer verrichtet. Wenn nachts der

Mond schien, war es immer schön hell.

Wir durften das Zimmer nicht abschließen, die Russen mussten immer Zugang haben.

Es wurde eine Schule eingerichtet und wir mussten regelmäßig gehen. Die erste Zeit haben wir fast nur russisch gelernt, dann aber auch etwas deutsch. Es war schön, mit anderen Kindern untereinander Spaß zu haben.

Weihnachten '45 hat mein Bruder Tannenzweige gesammelt und in einen Eimer gesteckt. Er schnitzte aus Kartoffelscheiben einen Weihnachtsmann, trocknete ihn über dem Kamin und hing ihn zusammen mit Wattebäuschen an unseren „Baum“.

Mama hat von einer Russin Nadel und Garn bekommen und damit aus einer grünen Uniform mit der Hand einen Mantel für mich genäht, den ich bis 1948 im Winter getragen habe.

Bisher hatte ich eher die unangenehme Sorte Russen kennengelernt, aber es gab auch viele Gute, die uns etwas zu essen brachten.

Dann kam der Winter 1946 da sind viele Menschen erfroren. Am Straßenrand gab es große Steine, auf die sich manche raufgesetzt haben. Im Winter sind Leute dabei komplett unterkühlt und steif gefroren.

Einmal sollte ich Wasser aus einem Bombenrichter holen, als ich eine Leiche dort treiben sah. Ihr Körper war aufgedunsen und wegen der Temperatur eingefroren.

Jeder Tag war ein Erlebnis, manchmal ein Schönes, aber meistens ein Schlimmes.

Die Russen stellten sich in der Scheune eine Leinwand auf, auf der sie Filme gucken konnten. Wir Kinder versuchten uns immer hinzuschleichen, wurden aber immer weggescheucht.

Ein netter Russe hat Mama immer Kartoffeln gebracht. Er sagte für Malenka, das heißt auf deutsch „die Kleine“.

Mama hat immer eine große Schürze getragen, weil sie in der Küche arbeitete. Wenn es Milchsuppe gab, hing noch eine Flasche mit Milch darunter. Wir

ernährten uns auch von Löwenzahn und Sauerampfer, das wir vorher sammelten. Mit einer Kaffemühle mahlten wir Korn, das wir im Sommer vom Feld klauten, zu Mehl.

Auf diese Weise haben wir uns bis Februar 1948 durchgeschlagen. Eigentlich sind wir immer gut weggekommen. Mein Bruder hatte sich auch mal von einem Wildhasen Tularämie eingefangen, den er geschlachtet und abgezogen hatte. Sein Hals wurde ganz dick aber er wurde wieder gesund.

An einem Tag Ende Februar kamen die Russen ins Zimmer und sagten, wir sollen den Rucksack packen, in einer Stunde käme ein Lkw, der uns nach Ponarth (Bahnhof bei Königsberg) bringt.

Sie sagten, wir könnten ins deutsche Reich.

Mama sagte zu uns: „Ob wir da Papa und die Geschwister wohl wiederfinden?“

Angekommen am Bahnhof kamen wir alle in Wagons, die auf dem Boden mit Stroh ausgelegt waren. Ich kann nicht mehr sagen, wie viele Menschen in einem Wagon waren, aber wir lagen alle sehr dicht nebeneinander. In jeden Wagon stand in der Mitte ein Eimer, vor dem eine Stange hing. Er wurde mit einer Decke zugemacht. Das war unsere Bordtoilette.

In der Wand gab es ein kleines Loch, wo man den stinkenden Inhalt des Eimer ausleeren konnte

Bei der Abfahrt am Abend zogen sie die Türen zu und versiegelten diese, damit keiner raus kann. Wir hatten alle etwas Brot bekommen und in unserem Rucksack hatten wir noch etwas Wasser.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Fahrt dauerte zehn Tage lang. Wir fuhren über Polen nach Dresden.

Kurz vor Dresden musste der Zug anhalten. Er hielt auf einer Wiese und es dauerte zwei Stunden bis er wieder fahren konnte. Die Türen wurden kurz geöffnet und alle durften auf die Wiese und haben ihre Notdurft verrichtet. Es ging weiter.

In Dresden kamen wir in ein Flüchtlingsheim und wurden sehr gut betreut. Es

kam mir wie ein Wunder vor, auf eine normale Toilette zu gehen oder mich an einem Waschbecken mit fließendem Wasser zu waschen, statt in einer Aluminiumschüssel mit Wasser aus einem Bombenrichter.

Doch davor mussten wir alle in einem Raum, in dem jeder eine handvoll Läusepulver in den Nacken bekam.

Wir wurden dann in Zimmer eingewiesen, in denen Doppelbetten standen. Es gab sogar genug zu Essen, es war, als würde man Träumen und wenn man aufwacht, wieder in dem Zimmer voller Ratten und mit knurrendem Magen liegen.

Mama sagte zu uns, sie hätten einen Bruder in Berlin. Sie schrieb einen Brief an Onkel Fritz in Berlin Steglitz, Markelstraße Nummer 15.

Sie war überglücklich, als sie eine Antwort erhielt. Er schrieb, dass alle wie durch ein Wunder überlebt haben. Papa, meine beiden Schwester und mein Bruder hatten sich bereits in Goltz wiedergetroffen. Nun seien sie in Reckahn in Brandenburg, wo mein Papa einen Bauernhof gepachtet hat. Onkel Fritz schrieb ihnen auch einen Brief und sie setzten sich sofort in den Zug.

Als Papa dann in unser Zimmer kam, ist Mama bald umgefallen. Sie konnte es nicht fassen, dass wir alle wieder zusammen sind. Papa hob mich hoch und nahm mich auf den Schoß. Er war so froh und sagt immerzu: „Ach mein Muckelchen, dass ich dich endlich wiederhabe!“

Er musste sich einen Vollbart wachsen lassen, um zu entkommen. Sogar ich hätte ihn fast nicht erkannt. Papa hat sich erschrocken, weil Mama so mager geworden war.

Ich war mittlerweile 12 und Erich 18, aber wir sahen beiden viel jünger aus, wir waren leichter und kleiner als andere Kinder, weil es so wenig zu essen gab.

Als wir dann aus dem Flüchtlingslager ausgeteilt wurden, wussten wir sofort, wohin wir gehen wollten: Zu meinem Onkel nach Berlin Steglitz.

Dort angekommen war die Freude wieder groß. Er, meine Tante und die drei Cousins haben sich sehr gefreut, dass wir wohlauf sind. Sie hatten vorher auch

sehr ärmlich gelebt.

Von Berlin schrieben wir nach Reckahn und sagten, dass wir gerne zu Papa und den anderen ziehen würden.

Anfang April 1948 sind wir dann mit dem Zug nach Brandenburg an die Havel gelangt. Mein großer Bruder Hans wartete schon mit dem Pferdewagen und holte uns ab. Am Bauernhof den Papa gepachtet hat wurden wir dann in Empfang genommen. Meine beiden Schwestern Lisbeth und Lotti und mein Papa habe uns alle begrüßt. Man kann es nicht mit Worten beschreiben, was in uns vorgegangen ist.

Ab da begann ein neuer Lebensabschnitt für uns alle.

Ich wurde in der Schule angemeldet und besuchte mich 12 Jahren die dritte Klassen. Meine Lehrerin Frau Scholz hat sich sehr um mich gekümmert und mir Nachhilfe gegeben, dann konnte ich eine Klasse überspringen.

Anfangs waren wir in dem Dorf noch fremd. Eines Tages spielte ich am Giebel unseres Hauses mit zwei Wollknäueln Ball. Plötzlich kam ein Mädchen, dass mich fragte: „Bist du neu hier?“

Ich sagte Ja und sie fragte mich, wie alt ich sei. „12 bin ich“, antwortete ich und sie erwiderte: „Ich habe eine Schwester, die ist so alt wie du.“

Ich hab ihre Schwester dann kennengelernt und wir haben uns gut verstanden. Sie hieß Traudchen (Traudi) und wir sind heute, nach 66 Jahren immer noch befreundet, sie wohnt immer noch in Brandenburg und ich nun in Gelsenkirchen.

Es begann eine sehr schöne Zeit. Wir gingen zusammen zur Schule. Ich wurde ein Jahr früher entlassen, als sie. Weil wir zusammen eine Lehre als Schneiderin machen wollten, wartete ich auf sie und arbeitete in der Zwischenzeit bei einem Bäcker in Reckahn, was auch irgendwo schön war. In den Pausen saß ich auf dem Ofen und rollte für ihn Zigaretten.

1952 haben wir uns zusammen bei einer Nähereifabrik in Brandenburg beworben und lernten dann als Herrenschneidergesellen. Wir bestanden 1954 beide mit „gut“ unseren Gesellenbrief und arbeiteten ab da am Band. Es war

anstrengend, aber auch lustig und aufregend.

Traudi und ich wollten auch mal zum Tanzen in die Nachbardörfer gehen, aber ich durfte nicht.

Wir ließen uns nicht aufhalten und ich sagte, ich ginge nun zu Traudi, um mit ihr zu stricken und versteckte unter den Wollknäueln meine Tanzsachen. Dann fuhr ich mit ihr zu den Tanzfesten, die immer Samstags in den Nachbardörfern stattfanden.

Ich lernte auf einem Feuerwehrsball meinen jetzigen Mann Horst Fischer kennen. Traudi fand auch einen netten Mann.

Mein ältester Bruder hat geheiratet, meine beiden Schwestern hatten bereits Familien und den Bauernhof hatten wir nicht mehr, weil Mama und Papa Rentner wurden.

Traudi heiratete am 27.9.1959 ihren Aribert und ich meinen Horst 14 Tage später.

Wir arbeiteten zu dieser Zeit immer noch in Brandenburg, genau wie unsere Männer. Horst hatte Stellmacher gelernt, war aber zur Feuerwehr gegangen.

Wir lebten in Ostdeutschland und hatten bereits 1953 bei den Aufständen in der DDR mitgemacht. Nun war es '61 und mein Mann sagte, hier passiert etwas.

Dann entschieden wir am 31.7.1961 in den Westen zu fliehen. Horst hatte einen Onkel in Gelsenkirchen und ich hatte auch einige Verwandte im Westen.

Wir fuhren mit der S-Bahn nach Berlin. Horst hatte sich eine Genehmigung von der Feuerwehr geholt, um nach Ostberlin in den Tierpark zu fahren. Aber statt bei dem Tierpark sind wir in Westberlin ausgestiegen. Wir gingen zu meiner Tante.

Die Behörden schickten meinen Bruder Hans nach Westberlin um uns zurückzuholen. Er traf uns und erklärte uns alles. Zuhause sagte er der Polizei, er hätte uns nicht gefunden.

Wir meldeten uns im Flüchtlingslager Marienfelde und wurden direkt nach Oberursel ausgeflogen. Dort wurde Horst von einem Amerikaner über die Polizei aus dem Osten verhört. Ich wartete dabei im Hotel. Der Kellner sagte

mir, dass eine Mauer gebaut wird und ich dachte, jetzt geht die Welt unter.

Als mein Mann dann kam, sagte er: „Wir haben doch uns, wir schaffen das schon.“ Wir sahen unsere Verwandten im Osten für 11 Jahre nicht mehr wieder.

Wir kamen dann nach Wesel in ein Lager. Der Onkel aus Gelsenkirchen hat mit meinem Mann gesprochen und Horst nach Gelsenkirchen geholt, wo er als Taxifahrer arbeitete. Ich ging für neun Wochen zu meiner Cousine nach Osnabrück.

Der Onkel hat dann in Gelsenkirchen eine Wohnung für uns im Haus gehabt und wir waren wieder zusammen. Ich fand dort in einer Näherei Arbeit.

Am 5.3.1964 ist dann unsere erste Tochter Heike auf die Welt gekommen. Ich konnte dann nicht mehr zur Arbeit gehen und mein Mann hat alleine wenig Geld verdient. Der Onkel war inzwischen gestorben. Er bewarb sich bei einer Kranfirma als Kranfahrer.

Er bekam die Arbeit und wir zogen in eine andere Wohnung.

Am 28.7.1967 ist unsere zweite Tochter Monika geboren. Im Juni '66 besuchten meine Eltern uns in Gelsenkirchen. Es war eine Freude sie wiederzusehen.

Im Oktober ist sie dann mit 70 Jahren verstorben, mein Vater starb neun Jahre später im Dezember 1975 mit 87 Jahren. Beide haben nicht gelitten und sind schnell gestorben.

Wir waren brieflich mit dem Osten verbunden.

1972 bin ich das erste Mal mit den Kindern in die DDR gefahren. Mein Mann musste zuhause bleiben, weil er sonst vielleicht dort verhaftet worden wäre, da die Feuerwehr dort auch der Polizei unterstellt war. Und ein Beamter, der nach Westen flieht bricht viele Regeln.

Mein jüngster Bruder Erich, mit dem ich in Königsberg war ist auch früh verstorben. Das war für mich sehr schlimm. Ich durfte, genau wie bei meinen Eltern, nicht zur Beerdigung in den Osten.

Als 1989 die Mauer fiel und 1990 die Einheit kam war es für und jeden anderen Bürger wie ein Wunder mit dem keiner rechnete.

1990 sind wir das erste Mal mit der ganzen Familie rübergefahren.

Als wir 1974 nach Wattenscheid gezogen sind, waren unsere Mädchen 9 und 12 Jahre alt. Da habe ich wieder drei Stunden nachmittags in einer Änderungsschneiderei gearbeitet. 1981 sind wir zurück nach Gelsenkirchen gezogen. 1984 waren unsere Mädchen schon fast erwachsen. Sie haben beide sehr gute Schulabschlüsse und gute Berufe.

Dann habe ich die Änderungsschneiderei übernommen und war bis 1999 selbstständig. Ich habe viel Kontakt mit Menschen gehabt und wurde dadurch selbstbewusst. Es hat viel Spaß gemacht und Arbeit hatte ich immer genug. Alleine hätte ich das nicht geschafft, Frau Pech hat mir vier Stunden ausgeholfen.

Meine jüngste Tochter hat einen sehr netten Mann, Reinhard, gefunden, der schon zwei Töchter, Anne-Lina und Jessica hatte und 1998 eine kleine Tochter namens Vivian bekommen. Als sie ein Jahr alt war, habe ich den Laden an Frau Pech abgegeben. 2001 bekam Monika noch einen Sohn, Gerrit. Es sind ganz liebe Enkelkinder.

Seit 1995 wohnen wir im gleichen Haus wie sie. Die Enkel freuen sich, dass sie Oma und Opa haben und unsere älteste Tochter Heike wohnt in Witten. Sie arbeitet in Dortmund in einem Museum und nebenbei als Künstlerin in ihrem Atelier und hat auch schon einen netten Lebenspartner.

Mein Mann ist seit 2000 In Rente. Er ist 76 und ich bin 77 Jahre alt.

Gesundheitlich ist noch alles im grünen Bereich. Wir sind in einem Schützenverein und sind oft unterwegs und gehen Tanzen, genau wie früher. Wir hoffen, dass das noch lange so weitergeht.